

Abend-



Zeitung.

Einundvierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Siebenter Jahrgang. Erster Band.

N^o 2.

Donnerstag, den 8. Januar.

1857.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; dieselbe ist wesentlich für Museen, Journale und Lesecircle, sowie für Kunstvereine geeignet. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Betitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Belegenheit zu befördern. —

Der Geizige und die Diebe.

Eine spanische Criminalerzählung.

„So wahr Gott lebt“, sagte Tio Godina, „so wahr Gott lebt! ich bin ein Christ, obgleich ich nur ein Gastwirth bin, und kein Mensch kann auftreten, und sprechen, daß der Herr dieser Venta irgend einem Kunden einen schlechten Rath erteilen wird. Geht nicht über Jaen . . . genug, ich weiß, was ich weiß! Der Weg ist kürzer, wird mehr befahren, allein er ist doch nicht der beste. Zwischen Campillo de Arenas und Garchelejo ist mehr als einmal schon ein Unglück passiert. Und genug . . . ich weiß, was ich weiß. Darum laßt Euch sagen, Ihr geht besser über Pinos de la Puente, Puerto-Lope, Alcala la Real, und Alcaudete. Laßt Jaen links liegen, und bieget bei Bailen wieder in die große Landstraße nach Madrid ein. Das ist der sicherste Weg, und ich wollte Euch um Alles in der Welt nicht ins Unglück bringen; und genug . . . ich weiß was ich weiß!“

„Werst einem andern Hunde diese Knochen vor, Herr Kneipenwirth“, erwiderte ein Greis von schlechtem Ansehen. Sein hageres und spitziges Gesicht

endete nach unten in einem Büschel grauer Haare. Der vordere Theil seines Rockelors war aus einem Tuche von zweideutiger Farbe, und so abgetragen, daß man die Fäden daran zählen konnte; der Rücken aber bestand aus grober Leinwand. Die ganze Haltung des kleinen Männchens verrieth den Knicker, und auf den ersten Blick erkannte man in ihm einen Sohn Jacobs, den man in früheren Zeiten, ohne zu fragen, den Sanbenito angethan haben würde.

„Werst andern Hunden diesen Knochen vor, Tio Godina“, sagte er, uns lockt Ihr nicht damit. Ihr leiht uns Euer Pferd und Euern Wagen und rathet uns den längsten Weg zu nehmen? Von hier nach Pinos zählt man drei Stunden; von Pinos nach Puerto-Lope zwei; nach Alcala la Real drei; nach Alcaudete drei; nach la Guardia fünf; nach Torre-Campo drei; und nach Bailen vier! Drei und zwei macht fünf, und drei macht acht, und drei macht elf, und fünf und drei und vier macht dreiundzwanzig Stunden, und nach der andern Seile sind es nur achtzehn. Das würde unsere Reise um einen Tag verlängern, und täglich zwei Piafter Verzehrung, das machte für Jeden von uns dreien in guter casti-

lianischer Münze sechshundert drei und zwanzig und ein Drittel Maravedis, oder achtzehn Reales de Bellon, sechs und ein Drittel Maravedis."

"Bei unserer lieben Frauen, daran habe ich nicht gedacht", versetzte der Gastwirth, „und wenn ich das so berechnet habe, so wollte ich, daß der heilige Jacob von Compostella, der heilige Ignaz und die heiligen Märtyrer von Granada, mir es als Todsfünde anrechneten. Aber glaubet mir nur, wer den kürzesten Weg einschlägt, ist nicht immer sicher, am schnellsten zum Ziele zu gelangen. Hört auf mich! guter Rath ist theuer, denn wie ich schon gesagt . . . ich weiß, was ich weiß."

"Was meint Ihr dazu?" fragte der Greis seine beiden Reisegefährten.

"Was mich betrifft", sagte der Eine, indem er sich auf die Taschen dabei klopfte, „so werden die Räuber die Angeführten sein. Wenn ich die Reise beendigt haben werde, so bleiben mir nicht zwei Piaster übrig, und die gebe ich gerne hin, um einmal ein rechtes Abenteuer zu bestehen. Im Uebrigen ist es mir gleich;" setzte der Sprecher mit einem Lustsprunge hinzu, denn er war ein Schauspieler, „ob ich mich so oder so in die Ewigkeit trolle."

Der dritte Reisende hätte wohl gewünscht, daß man den längeren Weg wähle; allein man hörte nicht auf ihn. „Benigstens", sagte er, „mühtet Ihr bei den jetzt so unruhigen Zeiten doch drei oder vier bewaffnete Escopeteros aufsitzen lassen, die uns im Fall eines Angriffs vertheidigen könnten."

"Um Gott!" schrie der kleine Greis, „nehmt keine Escorte; das hieße ja erst recht die Menschen glauben machen, daß wir Schätze bei uns führen. So etwas dient den Räubern als Anzeichen; und drei Escopeteros kosten wenigstens jeden Tag vier Pecettes; dies macht in drei Tagen sechsunddreißig Pecettes oder zweiundstebenzig Reales de Bellon; macht für Jeden von uns achthundert sechszehn Maravedis, ohne die übrigen Kosten. Dann wäre mirs gleich, wer mir mein Geld nimmt, die Räuber oder die Escorte."

Sie machten sich nun auf den Weg, ohne dem Rathe des Wirths zu folgen.

"Wenn man Dir zuruft, zu halten, guter Junge", rief dieser noch dem Kutscher zu, „so laß Dir das

nicht zweimal sagen, damit sie nicht auf meine Maulesel schießen. Bekümmere Dich nur um diese. Auf alles Uebrige hab nicht acht, das geht Dich nichts an! Und nun lebt wohl meine werthen Herren. Möge unsere liebe Frau der Schlachten, die heilige Jungfrau von Covadonga, Euch ihren Beistand verleihen."

Der erste Abend nach der Abreise ging glücklich vorüber; nur sah man hinter der Brücke von Cubillas, die über den Rio Beiro führt, einen Mann neben dem Wege hinlaufen, bald hinter, bald vor dem Wagen. Man sah ihn noch im Campotejar, wo man anhielt. Hier verläßt man das Königreich Granada, und tritt in das Königreich Jaen ein. Es dunkelte schon, und man konnte hier nicht mehr bemerken, ob er von mehreren Personen begleitet war.

Am andern Morgen, als man kaum Campillo de Arenas verlassen hatte, wo der Weg durch die Maulbeerenfelder längs des Rio Campillo sich hinzieht, fand man die Straße durch einen Strick gesperrt, der von einem Baume zu andern gezogen war. Kaum hatten dies die Reisenden bemerkt, so ließ sich auch schon eine starke Stimme also vernehmen: „Ohe, ohe! Ihr Maulthiertreiber, nicht so rasch! Carai! wartet doch ein wenig!"

Der Kutscher hielt sogleich, und ein Mann, dessen Gesicht mit einem Tuche verlarvt war, in das zwei Löcher zum Durchsehen geschnitten waren, sprang auf die Kutsche zu, und öffnete den Schlag.

„Ave Maria purissima!" sagte er, indem er den Tritt herunterließ.

„Sin pecado concebida!" (die ohne Sünden empfangen) setzten sogleich ein Duzend Stimmen hinzu, und in dem Augenblicke sah man aus einem dichten Gebüsch ebenso viele Flintenläufe auf den Wagen gerichtet.

„Meine Herren", sprach der verschleierte Mann unser frommer König Don Carlos hat die heilige Jungfrau zu seinem Generalsstimus ernannt, und ich hoffe, daß Ihr es nicht verweigern werdet, Euch mit uns in den Staub zu werfen, und glorreichen Sieg für seine Waffen zu erfliehen."

Zwei von den Reisenden lagen schon, mit dem Kutscher, das Gesicht zur Erde gekehrt, allein der Greis hatte sich ganz klein gemacht und kauerte in einem Winkel des Wagens.

„Mir fehlt noch Einer“, rief der Bandolero, he! auf da! Senor Don Gregorio Eucalon aus dem Dorfe Badul, stellt Euch nicht so spröde!“

Und dabei zog er ihn bei den Füßen, daß er der Länge nach neben seine Gefährten auf den Boden fiel.

„Ohne Zweifel“, fuhr der Räuber fort, werdet Ihr Euch als fromme Spanier beeilen, mit allen Euren Mitteln zur Erhaltung der Armee der heiligen Jungfrau beizutragen.“

Indem er dieses sagte, durchsuchte er die Kleidungsstücke der Reisenden, während zwei andere von der Bande den Wagen und das Gepäck über sich genommen hatten.

Bei den beiden ersten hielten sie sich nicht lange auf; sie schienen zu wissen, daß es arme Schlucker waren. Sie nahmen ihnen ihre wenigen Piaster ab, und ließen einem Jeden etwas kleine Münze. Aber mit Don Gregorio hatten sie es anders im Sinne. Nachdem sie ihn mit ganz besonderer Aufmerksamkeit durchsucht hatten, besprachen sie sich mit einander, wie Leute, die nicht gefunden, was sie erwarteten. Sie fingen die Visitation hierauf noch einmal an; sie zogen ihn ganz aus, und durchsuchten alle Taschen und Mähte. Ebenso betrieben sie es in dem Wagen.

„Nun, sprich, Gregorio Eucalon“, schrie der Anführer, „wo hast Du Dein Gold versteckt?“

„Ich betheure Euch, meine Herren, daß ich kein einziges Goldstück besitze“, erwiderte der Greis, an allen Gliedern zitternd.

„Pfiu, pfiu, Gregorio! Wißt Ihr nicht, daß es eine Sünde ist, zu lügen? Wir kennen Euch wohl; Ihr seid von Badul weggereist mit sechshundert halben Goldpistolen, und diese Summe kann sich unter Euren Händen wohl vermehrt, doch nicht verringert haben. Wir geben es nun einmal nicht zu, daß Ihr das Geld nach Madrid tragt, wo es im Dienst der schlechten Sache, oder zum Verderben Eurer Seele angewendet werden soll.“

„Bei der heiligen Maria! Bei dem heiligen Jacob! ich schwöre Euch, daß ich kein Gold habe.“

„Schwör bei Jacob und Moses, verfluchter Jude!“ riefen hier die Räuber, „und sage uns, wo Du Dein Gold hast, sonst schneiden wir Dir den Bauch auf, und sehen nach, ob Du es verschlungen.“

„Gnädige Herren, ich versichere Euch noch einmal, daß ich kein Gold besitze. Nehmt mir Alles . . . meinen Rock, meinen Mantel . . .“

„Das wäre was schönes! Nein, nein, wir wollen Gold, verstehst Du? Gold! die sechshundert halben Pistolen.“

Sie fingen an, ihm mit ihren Stiletten die Arme und Beine zu figeln, während andere noch immerfort den Wagen durchsuchten.

„Er muß baumeln!“ rief Einer.

„Nein, nein!“ schrie der Aenderer, „man muß ihm nicht die Sprache rauben. Wir wollen ihn lieber viertheilen, so kann er uns doch immer noch sagen, wo er sein Gold hat.“

Und sogleich spannten sie die Maulfessel aus, banden sie an Gregorio's Füße, und trieben sie an. Der Greis stieß fürchterliches Geheul aus, und die Räuber riefen ihm zu, nicht so laut zu schreien, um nicht Leute herbeizuziehen.

Ungeachtet dieser schrecklichen Qualen, schwieg Gregorio hartnäckig. Das Blut rann aus seinen Wunden, und sein ganzer Körper war mit kaltem Schweiß bedeckt.

„Wir wollen Alles verbrennen!“ brüllte jetzt einer der Bösewichte, „den Wagen, das Gepäck und den alten Bucherer dazu, so muß sich ja das Gold in der Asche finden.“

„Wie gesagt, so geschehen. In einem Augenblicke hatten sie eine Menge trockenes Holz angehäuft, und schickten sich an, den Wagen und die Effecten hinzuschaffen, als plötzlich ein Allarm-Ruf sie benachrichtigte, daß es Zeit sei, an die Flucht zu denken. In der That vernahm man ein starkes Pferdegetrappel in der Nähe.

Die Räuber hatten sich schon entfernt; einer jedoch kam eiligst zurück, und näherte sich Gregorio, der halb todt am Boden lag.

„Gregorio“, sprach er, indem er einen ungeheuren Stein vom Boden aufhob; wo hast Du die zwölftausend Pecetten hingethan? sag' es schnell.“

„Senor, Ihr wißt wohl, daß ich ein armer Mann bin; ich habe Weib und Kinder zu ernähren.“

„Spitzbube, wo hast Du Dein Gold? Geschwind!“

„Ich habe keins.“

„Run, so nimm denn hier den Lohn für deine Halsstarrigkeit!“ Und bei diesen Worten ließ er den Stein niederfallen, den er nur noch mit Mühe hielt.

Unterdessen hatte der Schauspieler, durch das Nahen der Pferde ermuthigt, die Nase ein wenig vom Boden erhoben, und sah, daß nur ein Räuber gegenwärtig war. Er sprang also in die Höhe, und stieß in dem Augenblicke, als der Stein fallen sollte, so heftig gegen den Räuber, daß er den auf dem Boden Liegenden nicht traf. So riß denn der Stein dem alten Cucalon nur ein Ohr weg, und zerschmetterte ihm die Schulter.

Der Räuber suchte das Weite, und bald hatte ihn, wie vorhin seine Gefährten, ein naher Wald den Blicken entzogen. Mehre berittene Leute erschienen nunmehr, und beschäftigten sich mit dem Verwundeten. Der Kutscher spannte seine Maulesel ein, und man brachte Cucalon nach Garcheolo, wo man am andern Morgen der Alcalde Mayor der Guardia sich hinbegab, um das Protocoll aufzunehmen.

Sowohl der Greis, als seine Reisegefährten erzählten Alles, wie es unsere Leser hier erfahren haben. Der Verwundete fügte noch hinzu, daß er keinen der Räuber erkannt habe, weil sie verschleiert gewesen, und ihre Stimme verstellt hatten: Allein er glaubte sicher, daß Lope Saenz, der in Padul neben ihm wohne, dabei gewesen sei, weil er allein die Zahl der Goldstücke wissen könne, welche er bei sich trage.

„So hattet Ihr denn die Summe, welche die Diebe verlangten?“

Der Kranke biß sich auf die Lippen, und machte ein Gesicht, wie ein Mensch, der eine Unbesonnenheit begangen; und aus Besorgniß, sich durch voreilige Redensarten noch mehr zu verrathen, verweigerte er jede Antwort.

Die Justiz forschte indessen nach der erhaltenen Auskunft. Man fand bei Lope Saenz mehre Tücher, worin zwei Löcher waren, die augenscheinlich zum Verhüllen der Gesichter gedient hatten, ebenso bemerkte man frische Blutstrecken auf Kleidungsstücken, die Lope nicht gewöhnlich trug, die er jedoch vor Kurzem angehabt zu haben schien. Die Reisenden sagten aus,

daß sie diese Gegenstände an den Verbrechern gesehen hätten.

Lope Saenz wurde daher in das Gefängniß von Granada geworfen, wo er bald sein Verbrechen gestand, seine Mitschuldigen nannte, und zum Hängen verurtheilt wurde, wegen eines Mordversuches.

Kurz vor der Execution verlangte Lope Don Gregorio Cucalon zu sprechen. Man mußte diesen hintragen, weil er sich seiner zerschellten Glieder noch nicht bedienen konnte.

„Nachbar“, sprach Jener, „ich bitte Euch um Vergebung, wegen des Uebels, das ich Euch zugefügt habe.“

„Da Vergeben nichts kostet“, erwiderte Cucalon, „so will ich Eurem Wunsche willfahren.“

„Das heißt als guter Christ handeln; allein es ist nicht alles, was ich von Euch erbitten will. Ihr wißt, daß ich bald gehenkt werden soll; thut mir nur den Gefallen, und laßt einige Messen für meine Seelenruhe lesen.“

„Ich selbst will neun Tage für Euch beten.“

„Ich setze zwar großes Vertrauen in die Kraft Eures Gebetes, allein ich wollte doch, die Kraft der Kirche wäre mit dabei. Diese fromme Handlung würde ohnedies Eurem Gewissen zu Hülfe kommen, denn um Euretwillen werden wir ja gehenkt. Ihr habt ehrliche Leute in Versuchung geführt, als Ihr Euch ohne Bedeckung mit sechshundert halben Pistolen auf den Weg machtet.“

„Santa Maria! sechshundert halbe Pistolen“, schrie Cucalon heftig, wo soll ein armer Mann wie ich sechshundert halbe Pistolen hernehmen? Das wären ja 23,222 Reales de Bellon oder noch genauer 788,555 Maravedis.“

„Aber Nachbar, es ist ja kein Verbrechen, sechshundert halbe Pistolen zu besitzen.“

„Wer ist der Spießbub, der das sagen kann? Ojala! wollte Gott ich hätte sie; ich armer Mann. Aber Armuth ist keine Schande; jeder Tag bringt Brod, man muß mit Allem zufrieden sein.“

„Aber Nachbar . . .“

„Senor Alcalde hört nicht auf ihn, ich besitze gar nichts auf der Welt; nichts als mein Leben, welches ich Gott schuldig bin, und meinen alten Mantel und meinen Rock.“

„Glaubt ihm nicht, Senor Alcalde“, rief nunmehr der Verurtheilte, „er ist ein alter Gauner. Ich war sein Nachbar; neugierig zu wissen, was er trieb, wenn er halbe Tage lang bei sich eingeschlossen war, machte ich ein Loch in die Breterwand, und sah Alles. Am andern Morgen hat ich ihn, mir einige von den sechshundert Goldstücken zu leihen, die ich ihn Tags vorher hatte zusammenzählen sehen, da wurde er gelb, wie ein trockenes Blatt von Mais, und gleich darauf verließ er Padul, und nahm Alles mit, was er besaß.“

„Nun Cucalon gesteht“, sagte hierauf der Alcalde, „wo hattet Ihr das Gold verborgen, das Ihr bei Euch trugt?“

„Bei St. Peters heiligem Mantel, ich besitze keine Ardite, was er Euch sagt, ist eine Lüge.“

Alle Bemühungen, eine andere Antwort von ihm zu erhalten, waren fruchtlos, und nie hat man erfahren können, wo er sein Geld verborgen hatte, als er es bei sich trug. Er blieb dabei, daß er arm sei, und als der Wirth, bei dem er krank gelegen, und der Arzt, der ihn behandelte, ihre Bezahlung verlangten, erwiderte er:

„Ich bin ein armer Unglücklicher, den man auf der Landstraße ermordet hat, und muß auf Kosten des Staats verpflegt werden.“ Als Jene nun stärker in ihn drangen, bot er ihnen seinen alten Mantel als Bezahlung an.

Was sich die Boulevards erzählen.

Von
Julius Redenberg.

(Schluß.)

Links von unserm Wege war ein Laden, der viele staunende Blicke auf sich zog; namentlich die Damen drängten sich davor, denn es war ein Modemagazin. Hinter den großen Glasscheiben blühten künstliche Blumenwunder, Guirlanden und Bouquets schlangen sich um feine, durchsichtige Stoffe; hier hatte

sich ein leichtes Hütchen hinter einem züchtigen Spitzen-
schleier versteckt und dort blendete, vom Scheine der
nach Innen strahlenden Gasflamme beleuchtet, eine
Seidentrobe das verlangende Auge. „Hier kann ich
nie vorübergehen“, sagte ein elegantes Dämchen, wel-
ches am Arme ihres Cavaliers hing, „ohne daß mir
das Herz weh thäte!“ — „Und warum denn, meine
charmante Freundin?“ „Du kannst noch fragen,
Eduard? Man müßte ja kein menschliches Herz haben,
wenn man diese neue Robe mit der kurzen, knappen
Taille ansehen könnte, ohne ihren Besitz zu wünschen.
Denn siehe, seit Anfang dieses Monats sind die Klei-
der mit kurzen Tailllen Mode, und heute ist nun schon
der Zwölfte und ich habe noch immer keins!“ — „So,
sind die kurzen Tailllen Mode? Und seit Anfang die-
ses Monats? Seit Anfang dieses Monats bin
ich zwar auch die Miethe für meine Stube schuldig
und es ist heute schon das zwölfte Mal, daß mein
Concierge mich daran erinnert hat — aber gleich-
viel! Du sollst die Robe dort haben — Leonie, komm!“
Und Leonie sah ihren Anbeter mit einem Blick an, für
den ein jugendliches Herz gewiß noch mehr hätte geben
können, als ein einfaches Seidenkleid mit Spitzen-
garnitur — sie verschwanden unter dem Eingang in
den Laden und wir gingen weiter. — Vor einer Sei-
tenthür der Opéra comique stand ein Mann mit
langem schwarzen Bart, scharf gebogener Nase und
wüthenden Augen. Um ihn herum Männer von
roher, aber sehr entschlossener Gesichtsbildung. „Es
muß durchgebracht werden, es muß!“ kreischte der
Schwarzbart. „Meint Ihr denn, es sei eine Kleinig-
keit, neue Costüme, neue Decorationen und ein neues
Ballet an eine Oper gesetzt zu haben? Sie darf
nicht durchfallen, sie muß gefallen, sie muß Furore
machen — anders kommt die Direction nicht auf die
Kosten. Allons, meine Herren, Jeder auf seinen Platz
. . . . und sobald ich zweimal in die Hand klatsche,
haben Sie die Gefälligkeit einzustimmen und sparen
Sie keine Mühe wenn die Handschuhe zerreißen
. . . . ich bin der Mann, ich kaufe Ihnen andere!“ Ein
Murmeln des Beifalls erhob sich in der Versammlung,
und indem sie die breiten, ungeschlachten Hände er-
hoben, zerstreuten sich die Männer der rettenden That
und gingen in das Haus, der eine in diese Thür,
der andere in jene denn den Claqueurs stehen
in Paris auch die geheimsten Eingänge offen! —

Dem Opernhause gegenüber war ein dichtes Drängen und Wogen von Menschen. Neugierig schoben sich da die Männer durcheinander, Jeder hatte etwas zu fragen, zu flüstern, zu hören. Die Hände in der Tasche — denn in diesem Gedränge, wo Alles speculirt, ist sogar Portemonnaie und Taschentuch nicht vor der Speculation gesichert, — die Cigarre im Munde, erquickten sich hier die Männer des Comptoirs nach der Tagesarbeit dadurch, daß sie ihre Geschäfte — im Spazierengehen machten. Man sieht, die Speculation ruht nicht; selbst in den Abend und ganz gewiß auch in die tiefsten, tiefsten Träume streckt sie ihre geldschmüßigen Finger. „Le cours de la bourse!“ riefen gellende Stimmen, die kleinen stämmigen Jungen in genialen Hemdärmeln angehörten. Also auch die Jugend speculirt schon . . . es war die „kleine Börse“, in deren unermüdlichen Wandel wir gerathen waren. Denn wandeln muß man hier, bei angedrohter Strafe. Die Polizei will diese Nebenbörse, die sich allabendlich hier einfundet, eigentlich nicht dulden; da sie aber gegen eine unschuldige Promenade nichts einwenden kann, so muß sie dieselbe uneigentlich doch gewähren lassen. „Hier werden wir Neuigkeiten erfahren,“ sagte mein Freund, indem er sich mitten hinein quetschte, „hier ist der Ort, für den alle Telegraphen der Welt arbeiten, für den alle Diplomaten denken und alle Correspondenten schreiben — hier liegt der Nervus rerum der Civilisation!“ — Und in der That, wir hörten wichtige Dinge verhandeln . . . ein sehr dicker Mann, der im Knopfloch ein rothes Bändchen trug, erzählte einem anderen, der vor Aufmerksamkeit die Pfeife ausgeben ließ, Sachen, die . . . Aber leider! wir hörten nur, daß es wichtige Mittheilungen seien, die er zu berichten habe, denn im nächsten Augenblick faßte uns ein Sergeant de Ville sehr höflich zwar, aber nichtsdestoweniger doch sehr energisch am Arme: „Circulez Messieurs s'il vous plait — circulez!“ Und wir mußten „circuliren“, ob wir nun wollten oder nicht! — Circuliren mußten die Speculanten und die Nichtspeculanten, die in Papieren machten und die nicht darin machten, die Portemonnaies in der Tasche hatten sammt Denen, die sie gern herausgenommen hätten — kurz, die Leute mußten circuliren, bis sie schwindlich wurden und das Alles — aus staatsbürgerlicher Rücksicht! Und was das Schlimmste war, wir konnten aus der

Circulation gar nicht wieder heraus, wir mußten mit herum, wie in einer Treitmühle.

Endlich, endlich waren wir entronnen, aber die Füße waren uns schmäählich mißhandelt, der Athem fast ausgepreßt worden . . . „Ah!“ seufzte der Freund tief auf.

„Nun?“ fragte ich.

„Ich will Nichts mehr sehen und Nichts mehr hören“, fuhr er auf. „Ich will ins Café und mir ein Glas Grog brauen und meinem Schöpfer danken, daß ich noch etwas Athem behalten habe! Verwünscht sei die Circulation, die Speculation und die ganze Krämergilde von Paris!“

Aber der Mißmuthige war noch mit seinen Verwünschungen nicht ganz zu Ende, als er gegen seinen eben ausgesprochenen Vorsatz doch Etwas sah und auch Etwas hörte . . .

„Ah, mon ami — et vous Monsieur!“ rief eine weiche, angenehme Frauenstimme, und ein Händchen schlug den Schleier zurück, und ein paar Augen bligten dahinter hervor, wie sie in ganz Paris, ja in der ganzen Welt nur die schöne Madeleine hat.

Der Freund war bei so lieber Erscheinung bald wieder besänftigt. Er bot seiner Charmanten den Arm und bald saßen wir zusammen vor dem Café Mazarin. Und während ich für uns Drei den Grog präparirte — denn darin hatte ich mir eine Art von Meisterschaft angeeignet — saß mein Freund theilnahmslos für alles Andere bei seiner Angebeteten . . . die Boulevards freilich raisonnirten immer weiter, aber Madeleine's Geplauder schien ihm doch lieber zu sein als Alles, was sich die Boulevards erzählen!

Ein Gang zum Leman.

Aus einem Wanderbuche im Auszuge.

I.

So zog ich denn abermals aus einen Gang über die Welt zu thun. Die Ferne wollte ich umfassen, und innig mich schmiegen an den Busen der immer holden Natur, unbekümmert um alle die Andern, um das Naserümpfen und Mundauffsperrn des sämmtlichen Philisteriums; wollte hinziehen im schlichten

Pilgerkleid, den Stab in der Hand, und wollte ihn leeren den Becher voll hochschäumender, rosig perlender Wanderlust bis auf den Grund.

Düstere Wolkengebilde lagerten über den Zinnen der Stadt Freiburg in der französischen Schweiz, als ich am Abend eines sengend heißen, gewitterschwülen Tages endlich an ihrer Schwelle stand. Blitze zuckten und dumpfe Donner wiederhallten rings an den Bergen.

Der Anblick der in Rede stehenden Stadt ist in Wahrheit überraschend, und wohl ist ihr in dieser frappanten Eigenthümlichkeit keine andere in ganz Europa an die Seite zu setzen. Tief unten braust die himmelblaue Saane, die wilde Tochter der gigantischen Alpen, und aus gewundenem Felsenthal stürzt murmelnd und brüllend, rinnt weinend und lachend, träumend und schäumend, weiß und schwarz, jauchzend und verzweifelnd, der tobende, tosende Gottorn, der ein Kind ist und zugleich ein Riese, ein guter und ein böser Engel: noch kühl von den Gletscherträumen seiner Jugend, und dennoch schon ein heißer, gewaltiger Mann, suchend das Bündniß und die Erfüllung der Sehnsucht, und es findend bis zum Aufgeben der eigenen Existenz in der Umarmung des bräutlichen Stromes, in den er zerschmilzt und zerfließt. Ueber beide Ströme führen in Ketten hängende Brücken, deren kühner Bau einen bewältigenden Eindruck macht. Links hoch die über den Gottorn: die über die Saane tiefer, dafür aber bedeutend länger, und einen immer noch bodenlos scheinenden Abgrund überschreitend. Durch beide wird ein mühsames und zeitraubendes Hinab- und Hinaufsteigen erspart.

Seltzam und märchenhaft befangen waren meine Empfindungen, als ich einzog in die wunderliche Stadt, die dalag auf dem bleichen, steil emporgerissenen Sandsteinfelsen, an ihm hinaufsteigend und wieder hinabsteigend bis in den Grund, in dem die mit dem Gottorn vereinigte Saane fließt, ein räthselhaftes, mythologisches Ungethüm. Einige schwere Regentropfen fielen aus den gewaltigen Wolken, die wie zerrissene schwarze Schleier über den Dächern lagerten, als wären sie mit ihren Zipfeln haften geblieben an dem Thurm der Kirche des heiligen Nikolaus, dem höchsten in der Schweiz. Es war Alles so dunkel, so feucht, so düstern. Buben durchwandel-

ten mit ihren Dirnen die engen, bergigen, frummen Straßen, in dunkeln Schwärmen, Paar auf Paar, lispelnd und flüsternd; aber hie und da schlug auch eine gemeine raube Lache auf, die den geheimnißvollen Traum zerstörte, das Bild verwischte: den geheimnißvollen Traum in der Seele des einsam, melancholischen Wanderers.

Ich weiß nicht mehr die Auberger mit Namen zu nennen, die meinen müden Leib an diesem Abend in ihrem Schooße bergen sollte; aber wüßt genug ging es in der zu derselben gehörigen Wirthsstube her, und wenn all das Zeug was drinnen abgesprochen und respektive abgebrüllt wurde, Politif und in specie helvetische Politif heißt, so ist diese helvetische Politif, wie manche andere, ziemlicher Unsinn. War das Geschwätz Albernheit, so war er aber um desto besser: der dämmerrothblutige, sternklare Traubensaft von Neuschatel, der in dieser gesegneten Taberne verzapft wurde. Und um ihn, der wonnigliches Feuer durch verschmachtendes Gesäder goß, der mit seinem schimmernden Cherubs-Antlitz die dunkle Larve einer hoffnungsvollen Zukunft überblendete und zwischen ihren Wolkengebilden ein diamantenes Sternengebilde emportauschen ließ, ertrug ich viel und hätte noch mehr ertragen.

Ich sammelte hier Phantasieen für Grandvilles Träume, und so sah ich denn in der Auberger ein altes Weib aus dem Bernerlande: ein vertrocknetes, schier versteinertes Angesicht auf spindeldürrer, ellenlangen Gasse mit einem schlaffen Kropfbeutel vorn: das graue, spärliche Haupthaar umhüllt von einer schwarzseidenen Haube, deren riesige Wangenstücke in ein Paar ungeheure Flügel von schwarzem Flor ausliefen, nicht unähnlich zweien Wespenflügeln. Das Ganze schien das zum Menschengesicht gewordene erwählte Insekt, und saß nun da riesig und schauerlich auf der dürrer Stange des Halses. Und neben ihr, und mit dem Wespengesicht in eifrigster Zwiesprache stand die Wirthin des Hauses, oder sonst irgend ein Appendix der gastfreundlichen Dekonomie, ein aufgedunsenes, schwammiges Weib mit wüßt geröthetem Antlitz und weinleuchtendem Auge.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

„Was wollte ich lieber denn es brennte schon?“

Vom Verfasser der „Vorhof-Klänge.“^{*)}

Frieden wünsch' ich allen Herzen, — aber jenen ächten
Frieden,
Welcher nur durch Kampfesmühe sich erringen läßt hienieden.
Mir zur Linken und zur Rechten liegen — ach — so Viele,
Viele,
Die sich angelangt schon wähnen an des Geistes ird'schem
Ziele.

Diese nennen's ihren Glauben, jene ihr gewisses Wissen,
Und bei Beiden ist's in Wahrheit — nur ein strohörn Ruhe-
wissen.

Solcher Friede ist vom Uebel; denn er tödtet jedes Streben,
Und ist selbst der Tod des Geistes, wenigstens kein rechtes
Leben.

Drum — — des Zweifels helle Fackel schwing ich kühn
nach allen Seiten,
Daß sie leucht' und Funken sprühe bis in nachthühllte
Weiten.

O wie wollt' ich, daß ein Jeder seine Täuschung nun er-
kennte!

O wie wollt' ich, daß das Stroh nun jener Rissen Licht
entbrennte!

Die so trüg' darauf gelagert, würden dann empor sich raffen
Und mit Jubel wieder greifen nach den heil'gen Geistes-
waffen.

Können hier auch nie das Ziel wir, die Vollkommenheit er-
reichen,

Gilt es doch, so lang wir athmen, nicht zu rasten, nicht zu
weichen!

Gegen jeden Irrthum in uns gilt es bis aufs Blut zu
kämpfen;

Jede Sündenregung in uns gilt es immermehr zu dämpfen.

Das Bewußtsein treuen Strebens giebt allein uns wahren
Frieden;

Und das Weitre wird, so Gott will, in dem Jenseits uns
beschieden!

*) Vom Verfasser des soeben erschienenen Werkes: Vorhof-
Klänge. Von einem Wahrheitsucher. Barmen, bei W.
Langewiesche 12 Bogen. Eleg. geb. (Preis 18 Sgr.) als ein
noch ungedrucktes Lied uns mitgetheilt. Auf die Vorhofklänge selbst
kommen wir in der Besprechung neuer Dichtungen zurück.

D. R.

Aus den: „Irischen Melodiceen.“

Von Thomas Moore.

Der irische Bauer an seine Geliebte.

Durch Kummer und durch Sorge, war Deine Lieb mein
Licht,

Bis knospend Grün der Hoffnung aus jedem Dorne bricht,
Hell brannte unsre Liebe, je dunkler das Geschick,
Bis Schmach verkehrt in Freude und Bangigkeit in Glück!
Ich fühl', obgleich ein Sklave, mich frei in Deinem Arm,
Und da Du droh mich liebtest, pries ich selbst Noth und
Harm.

Verkannt warst Du, verachtet, sie war in Ehr und Glanz,
Gold schmückte ihre Stirne, Du trugst den Dornenkranz,
Dieweil Du lagst im Kerker, bot sie mir Lieb und Treu,
Deine Brüder waren Sklaven, und ihre Brüder frei;
Doch kalt in kalter Erde zu liegen wünsch' ich mir
Als freien ohne Liebe, und untreu werden Dir.
Verleumdung ist's, die flüsternd von Deiner Falschheit
spricht,

Wär' falsch Dein Herz, so wäre so bleich Dein Antlitz nicht.
Sie sagen auch, Du trügest so lang der Ketten Last,
Daß tief in Deinem Herzen, der Knechtschaft Mal Du hast, —
Doch einen Geist gleich Deinem, erdrückt die Kette nicht,
Und wo sein Licht hinscheinet, ist auch der Freiheit Licht!

Uebersetzt von Pauline Schanz.

Vom Schwertschlage Erins u. s. w.

Vom Schwertschlage Erins sei rächend vergossen
Das Blut des, der Usna's drei Söhne verrieth! —
Für jegliches Auge dem Thränen entfließen
Vom Blut seines Herzens ein Tropfen versprüht.

Bei der Wolke, die roth, als erschlagen und blutend,
Die Krieger von Ulad, ob Conors Haus stand,
Bei den Wellen des Krieges, die oftmals hoch fluthend
Getrieben die Helden zum siegenden Strand.

Wir schwören Euch Rache! — die Lust sei getödtet,
Die Harfe verstummet, die Braut ungesreit,
Die Halle erstorben, die Felder verödet,
Bis Rache den Mörder dem Tode geweiht.

Wie süß auch der Heimath Erinnerung uns bliebe,
Wie süß auch die Thräne der Zärtlichkeit weint,
Wie süß unsre Freundschaft und Hoffnung und Liebe,
Viel süßer als Alles ist Rache und Feind!

Uebersetzt von Pauline Schanz.

Kunst und Literatur.

Hoffmann von Fallersleben

und die plämische Bewegung.

Unser Jahrhundert wird namentlich dadurch charakterisirt, daß es eifrig zu nivelliren, zu verbinden, zu verschmelzen, daß es auszutauschen und zu verwischen sucht, was ehemals getrennt, scharf abgegrenzt, was hoch und niedrig, rechts und links war.

In der Politik sehen wir tagtäglich diplomatische Schauspiele vor sich gehen, welche uns sagen, daß die alten Traditionen von Erbfeindschaft und Völkerfreundschaft illusorische geworden sind, da man sie als leere Begriffe combinirt und umtauscht, wie es der Vortheil des Momentes eben erheischt.

Im Volke sehen wir das immer wiederholte Auftauchen verunglückter Versuche, die Begriffe von Hoch und Niedrig, ja selbst von Mein und Dein, umzustossen, „Freiheit und Gleichheit“ zu proklamiren, und bis zum Phantom der Gütergemeinschaft sich zu verirren.

Im Völkerverkehr, welche Umwandlung! Eisenbahnen, Canäle, Telegraphen und Dampfschiffe arbeiten unausgesetzt am Austausch der Nationalitäten, am Ausgleichen jeder Entfernung, am Vernichten jeder Abgeschlossenheit. Diese technischen Hilfsmittel sind recht eigentlich die kosmopolitischen Hebel der Zeit geworden, sie verbinden die alte mit der neuen Welt, den Orient mit dem Occident, sie erschließen Australien, China, Japan, selbst das Fabelreich des innern Afrika. — Die Sonne der Cultur „duldet kein Weißes,“

„Überall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit Farben beleben.“

Die Bildung hebt sich in der That von unten immer mehr auf ein allgemeines anständiges Niveau, aber sie wird auch von oben herab immer mehr nivellirt. Die Schranken der einzelnen Wissenschaften werden niedergedrückt, man will, daß ein gemeinsames geistiges Band sie Alle verknüpfen soll. Aber auch die Abgeschlossenheit der Wissenschaften gegen das Leben wird vernichtet; Jeder will Einblick in das Allerheiligste haben. Man „popularisirt“ heutzutage jede Wissenschaft, um Alles Allen zugänglich zu machen.

In Kunst und Literatur beobachten wir dasselbe. Es werden uns dadurch Schätze aufgeschlossen, von deren Existenz man sonst kaum eine Ahnung hatte. Was die Eisenbahnen für den Verkehr, das sind die Uebersetzungen für die Literatur geworden. Sie führen uns die literarischen Schätze der fernsten Länder, bis hinaus zum indischen Ocean, in unsrer Muttersprache zu; sie vermitteln die graue Vergangenheit mit der lebendigen Gegenwart, sie bahnen eine Weltliteratur an. — Und, ist das merkwürdige Bestreben einer Verbindung aller Künste zu einer Gesamtkunst, nicht ebenso charakteristisch für unsere Zeit? Mag die Aesthetik dagegen anstreben, mag der ausübende Künstler sich dagegen wehren — auch diese Bewegung liegt im Strom der Gegenwart, es ist nicht Zufälliges, Willkürliches, es ist ein „Zeichen der Zeit.“

Alle diese Bewegungen haben ihr Gutes, ihr Nothwendiges, ihr Unwillkürliches, selbst ihr Großes — aber sie haben auch ihr Flaches, ihr Gefährliches. Man centralisirt, man nivellirt, man generalisirt — und das Charakteristische im Einzelnen, Individuellen geht dadurch verloren, das Besondere geht im Allgemeinen unter.

Handel und Gewerbe sind die einzigen Faktoren, die unbedingt dabei gewinnen, weshalb wir auch gewahren, daß alle Räder des Welthandels mehr und mehr in einander greifen, und fort und fort arbeiten, als sei die Hauptaufgabe des Menschengeschlechtes zu speculiren, zu gewinnen, und — zu verlieren! Man prägt das australische Gold in England, man führt das europäische Silber nach Asien, man verarbeitet amerikanische Stoffe in Deutschland, man führt deutsche Arbeit nach Amerika. Und Alle haben ihren Vortheil dabei.

Auch die Wissenschaft kann dabei gewinnen, an Material, an Resultaten. — Aber zunächst berührt das doch nur die sogenannten exakten Wissenschaften, die, weil sie mit dem Leben in nothwendiger, direkter Verbindung bleiben müssen, ebensoviel empfangen, als

sie auf der andern Seite neue Hülfsmittel bieten: also die Naturwissenschaften im weitesten Sinne, Geschichte, Geographie und Verwandtes. Deshalb sind diese auch die Wissenschaften des Tages, und ihrer Herrlichkeit und Machtvollkommenheit sich gar wohl bewußt.

Aber — was die Bildung an Breite gewinnt, verliert sie nur zu leicht an Tiefe. Das encyclopädische Wissen, und die damit unzertrennliche Oberflächlichkeit der Bildung, nehmen stark überhand. Die tiefer eingehenden, spekulativen Wissenschaften können bei solchem Treiben nicht gedeihen, weshalb auch namentlich die Philosophie in unseren Tagen so auffallend zurückgetreten ist.

In der Kunst und Literatur zeigen sich ähnliche Symptome. Man kann sich nicht verhehlen, daß auch die Kunst, (mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, die aber auch in Aller Munde sind) an Tiefe verlor, was sie an Ausdehnung gewann. Die Ueberfluthung aller Kunstausstellungen mit flachen Genrebildern, nichts sagenden Landschaften, und unschöner Historienmalerei, unter den Einflüssen aller möglichen fremden Malerschulen; die geschmacklose und charakterlose, in allen Stylen und Jahrhunderten herumirrende Architektur; die deutsche theeblassige Goldschnitt-Druck und „Lovely“-Literatur, die belletristische und dramatische Fabrikationswuth, nach ausländischen Mustern; in der Musik die fade Salonmusik neben altitalienischen Kirchengesängen; Mozart-Cultus mit Verdi-Schwärmerei gepaart; Handel-Enthusiasten neben Ruben-Berehrern — zu welcher Stylosigkeit und Geschmackverwirrung hat hier die „Universalität“ der Bildung geführt, die durch den Dilettantismus in allen Künsten, (der nun glücklich bis in die „hohen und höchsten Kreise“ gedrungen ist) den charakteristischen Zeitstempel erhalten hat!

Wir finden zugleich in Kunst und Literatur jetzt einen, mit der materialistischen Richtung der Naturwissenschaften, und dem Handels- und Gewerbsgeist unserer Zeit, parallel laufenden Zug: die realistische Richtung, welche sich jetzt theoretisch und praktisch zu consolidiren bemüht, und dem idealen Streben einer, sich als Selbstzweck betrachtenden, edleren Kunst die Spitze zu bieten sucht. Das Nivellementsprincip unserer Zeit mußte ganz naturgemäß zum Materialismus und Realismus führen, deshalb findet dieser auch so vielen Anhang, so bereitwilligen Boden, und verhält-

nismäßig so leichtes Spiel. Genie, Idealität, Individualität im Künstlerthum wären, als Antipoden des Realismus, in Gefahr, aus der Welt verbannt zu werden, wenn nicht eine kleine, aber thatkräftige und entschlossene Partei (die sich übrigens in der Noth der Zeit tagtäglich mehrt und kräftigt) hier in unermüdlicher Reaktion thätig wäre, und in Musik und Dichtung als „Neuroromantiker“, „Zukunftsmusiker“, oder wie man sie sonst nennt, nicht nur theoretisch, sondern auch durch Kunstwerke lebendig wirkt.

Dieser, aus dem unterdrückten Idealitätsgefühl entspringenden, wohlthätigen Reaktion, schließt sich eine zweite unmittelbar an, welche in dem unterdrückten, oder in seiner Besonderheit und Eigenthümlichkeit gefährdeten Nationalitätsgefühl ihren berechtigten Ursprung hat. Nicht nur Städte und Provinzen, selbst ganze Völker sind in Gefahr, ihr typisches Gepräge in Cultur und Sitten, Literatur und Kunst zu verlieren. Nagen sich doch selbst die Gepräge der Münzen ab, wenn sie im Handel und Wandel von Hand zu Hand durch alle Länder gehen — wie vielmehr die Gepräge der Individualitäten, wenn sie dem Völkerverkehr und Ideenaustausch so mächtig, so unwillkürlich, wie jetzt, unterworfen werden!

Aus diesem lebendigen Gefühl einer Gefährdung alles dessen, was volksthümlich, national und heimathlich ist, entsprang das eifrige Bestreben unserer Zeit, zu retten und zu halten, was noch zu retten ist. Daher diese eifrigen archäologischen und philologischen Forschungen; daher diese gründlichen, bis in die kleinsten Specialitäten eingehenden historischen Studien; daher dieses begeisterte Aufsuchen des Volksgestes in Cultur und Sitte; daher dieses kräftige Erwachen und Erblühen der germanistischen Bestrebungen; diese unermüdlich fortgesetzten Sammlungen alter Mythen und Sagen, volksthümlicher Lieder und Gesänge; dieses fortgesetzte Herausgeben alter schriftlicher Ueberlieferungen und Chroniken, vergessener literarischer Denkmale, historischer Reliquien.

Der oberflächliche Beobachter erkennt darin vielleicht nur das Wiedererwachen eines ächten Gelehrtengeistes, der im Grunde mit der Gegenwart Nichts zu schaffen hat, und Nichts zu thun haben will. Der tiefer Blickende sieht aber, daß diese Wissenschaftlichkeit mit dem Leben der Gegenwart in engster Beziehung steht. Sie ist eine nothwendige, vollberechtigte Real-

tion gegen den überwuchernden Zeitgeist, der über dem großen Welttreiben die Menschennatur, diese Welt im Kleinen, vergessen hat, der nur das Möglichkeitsprincip im Wappen führt, und unter der Flagge des „Fort-schrittes“ das Rückwärtschauen, das Bewahren und — Befestigen vergessen hat.

Die deutsche Gelehrtenwelt hat in den letzten Decennien in diesen neueröffneten Gebieten wahrhaft großartige Anstrengungen gemacht, und auch wahrhaft Großes geleistet. Wir erinnern beispielsweise an die Namen Grimm und Bachmann, aus deren Schule eine ganze Reihe bedeutender Gelehrtennamen hervorgegangen ist.

Wir nennen hier ferner Hoffmann von Fallersleben, dem wir heute unsere besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden haben, und der unbedingt zu den verdienstvollsten Forschern auf dem Gebiet der deutschen Sprache und Literatur gehört, deren Kenntniß er nicht minder durch gründliche Arbeiten, als glückliche Funde gefördert hat.

Hoffmann's von Fallersleben patriotischer Vorliebe für Deutsche Volkspoesie verdankt das Deutsche Volk die Erhaltung und Wiederbelebung vieler kostbarer Schätze. Diese Wiederbelebung des ächten Volksliedes steht aber zugleich in inniger Verbindung mit dem, was er als selbstschaffender Dichter geleistet hat. Daß H. v. F. selbst Dichter, und zwar einer unserer bedeutendsten, beliebtesten, und offenbar populairsten deutschen Dichter ist, hat seinen Namen auch in solchen Kreisen bekannt gemacht, welche seinen gelehrten Forschungen ferner standen, oder deren nationalen Werth nicht beurtheilen konnten. Er ist somit der populairste unter allen jenen Gelehrten geworden, die mit ihm gemeinsam das gleiche Ziel verfolgten. Das deutsche Volkslied ist das innere Band, das in ihm Dichtung und Forschung in seltener Harmonie verknüpfte, und zugleich das nationale Band, das ihn mit dem Bewußtsein seiner Zeit aufs Innigste verbindet, und so zu einem deutschen Dichter und Forscher, im ächten, lebendigsten Sinne des Wortes, gemacht hat.

Hoffmann's von Fallersleben Name wird aber auch über Deutschland hinaus mit gleicher Anerkennung genannt. Namentlich genießt er in den Niederlanden eines großen, wohlverdienten Rufes. Es war nur der officielle Ausdruck einer, schon längst in

der niederländischen Dichter- und Gelehrtenwelt allgemein verbreiteten persönlichen Anerkennung des Dichters, als H. v. F. im vorigen Jahre zum Ritter des Ordens vom Niederländischen Löwen erhoben wurde. In der That hat er sich um Niederländische Sprache und Literatur auch so bedeutende Verdienste erworben, daß ihn mancher einheimische Schriftsteller darum beneiden wird. Die „Horae belgicae“*) sind H. v. F. Hauptwerk nach dieser Richtung, obgleich sie nicht Alles umfassen, was er für die niederländische Literatur geleistet hat.**)

Sein neuestes Werk, erst vor Kurzem in Rotterdam erschienen, ist eine werthvolle Abhandlung, über die „Vlämische Bewegung“,***) die bis jetzt nur in niederländischer Sprache erschienen ist, wohl aber einer baldigen deutschen Bearbeitung entgegensehen dürfte, was unsomehr zu wünschen ist, als die Bekanntschaft mit dem Wesen und dem Umfang der „vlämischen Bewegung“ in Deutschland noch nicht allgemein verbreitet, aber im Interesse der Literaturkenntniß lebhaft zu wünschen ist. — Das Buch giebt uns Veranlassung, über die vlämische Bewegung im Allgemeinen einige Andeutungen hier folgen zu lassen.

*) „Horae belgicae.“ Studio atque opeera Hoffmanni Fallerslebenensis. (Hannover, Rümpler 1856—1866 bis jetzt 11 Theile, mehrere in 2 Auflagen.)

1. Th. Uebersicht der mittelniederländischen Poesie.
2. Th. Niederländische Volkslieder.
3. Th. „Floris ende Blancefloer.“
4. Th. „Caerl ende Elegast.“
5. Th. Lantsloot ende die seone Sandrijn.“
6. Th. Altniederländische Schaubühne.
7. Th. Glossarium belgicum.
8. Th. „Loverkens.“ Altniederländische Lieder.
9. Th. Altniederländische Sprichwörter.
10. Th. Niederländische geistliche Lieder des 15. Jahrhunderts.
11. Th. Antwerpner Liederbuch vom Jahre 1544.

**) Wir erinnern z. B. an die zwei Ausgaben des „Theophilus“, niederdeutsches Schauspiel, aus der Trierer, Stockholmer und Helmstädter Handschrift. (Hannover, Rümpler.)

***) „De Vlaamische Beweging“ door Hoffmann von Fallersleben. Met een Voorwoord van Dr. A. De Jager. — Rotterdam, Otto Petri. 1856.

(Schluß folgt.)

Briefe über Franz Liszt's große Fest-Messe.

Von

F. A. Bellner,

II.

Die neue Gestaltung des kirchlichen Musik-
stiles. Liszt's Behandlung des vokalen
Theiles. Die thematische Arbeit.

Die Richtung, welche Liszt in seiner Messe eingeschlagen hat, ist ihren wesentlichsten Grundzügen nach, übersichtlich bereits erörtert worden. Von hier aus zur nähern Betrachtung einschreitend, muß zunächst auf jene Momente eingegangen werden, die sich uns als Resultate einer völlig neuen Gestaltung kirchlichen Musikstils, hervorgegangen aus der bisher ungekannten dramatischen Auffassung des h. Mess-textes, darstellen.

Vor Allem müssen wir unser volles Augenmerk der ganz originalen Behandlung des gesanglichen Theiles zuwenden, der als Sprecher des heiligen Wortes, die Basis des musikalischen Baues, den fundamentalen Träger des dramatischen Ausdrucks abgibt, um welchen sich die mannigfaltigen Organe des Orchesters als den Ausdruck verstärkende, die innersten Beziehungen und Analogien versinnlichende, die dramatische Situation ausmalende, fortführende, überleitende Factoren gruppieren. Haben die Kirchenkomponisten bis zur Stunde den Wechsel zwischen Solo- und Chorgesang aus reinmusikalischen Gründen in Anwendung gebracht, so geht bei Liszt die Ordnung, in der er die Solo-stimme mit den auf die mannigfaltigste Art combinirten Chorpartien, und diese unter sich alterniren läßt, stets aus der dramatischen Bedeutung der Textphrase unmittelbar hervor. Er verfährt in diesem situationsgemäßen Vor- und Rücktreten der Partien mit einer solchen Strenge und logischen Consequenz, daß sich jede noch so unscheinbare Phrase zu einem bedeutungsvollen Momente rundet und nie plastisch aus dem Rahmen heraustritt. Je nachdem sich nun aus einer Reihe solcher Momente eine oder mehrere für sich abgeschlossene Partien gestalten, entstehen in entsprechender Anzahl völlig individualisirte Gruppen, die je nach Umständen sich contrastirend gegenüberstehen oder eine gemeinschaftliche Idee auszudrücken, beiseit zu einmüthigem Walten zusammentreten. Größtentheils sind es drei verschiedene Ideen, die vom Tonsetzer auf vorstehende Art individualisirt, sich zu gesonderten, concreten Begriffen verdichten, und im Laufe des Tonwerkes deutlich verfolgt werden können. Diese Ideen sind: die unendliche Barmherzigkeit des Allmächtigen; als Gegensatz: die diese Barmherzigkeit anrufende Menschheit, und, als Zwischenglied nach Oben und Unten: die Vermittelung durch den

Menschgewordenen Heiland. Außer diesen werden nach Bedarf noch mehrere Begriffe, theils als Personen, theils als Gruppen individualisirt, eingeführt. Doch machen sie sich vorzugsweise — im nothwendigen Gegensatz zu dramatischen Gruppen — als Träger des epischen oder lyrischen Elements geltend. Unter diese sind zu zählen: die Gottes Lob ausrufenden himmlischen Heerschaaren, die Verkündigung des h. Mystereiums der Empfängniß Mariä, der Menschwerdung Christi, seiner Leidensgeschichte, Transsubstantiation und Himmelfahrt.

Daß diese Gruppierung und Combination individualisirter Ideen, und die Individualisirung selbst, auf dem bisherigen Wege einer, entweder an absolutmusikalische Regeln streng gebundenen contrapunktischen oder canonischen Schreibart, oder des aus dem Chorale entwickelten, in eine verrottete Manier übergegangenen figuralen Kirchenstils (gemeinhin der Wiener Kirchenstyl genannt) mit seinen feststehenden Formen, oder besser gesagt, Chablonen — nicht erreicht werden konnte, wird jeder im Fache der katholischen Kirchenmusik nur einigermaßen orientirte Leser sofort erkennen.

Es bot sich der analogen musikalischen Durchführung der neuen, von Liszt mit einer künstlerisch vollendeten That, also mit mustergiltigem Erfolge angebahnten Anschauung demnach nur ein Mittel, welches wir als eine der wichtigsten Errungenschaften der neuesten Kunstrichtung, als den Hauptfactor musikalisch-dramatischer Gestaltungsweise erkennen, nämlich: die thematische Arbeit.

Damit das musikalische Motiv einen poetischen Gedanken ausdrücken könne, (und das ist die Forderung des Fortschrittes im Gegensatz zum unreflectirten, bloß äußerlich klangschönen Tonsetze,) so bedarf es, daß sich streng genommen mit einer Reihe von nach harmonischen Gesetzen aneinander gefügten Tönen irgend ein Gegenständliches, nicht bezeichnen läßt, einer außerhalb der Natur dieser Kunst liegenden Vermittelung, welche in der Erklärung des, dem Thema vom Componisten vindicirten dichterischen Inhalts besteht.

Diese Erklärung kann, je nachdem sie der Darstellung des Kunstwerks vorausgeht oder gleichzeitig mit ihm geboten wird, mehr oder minder vollkommen sein. Hinsichtlich der reinen Instrumentalmusik ist der Componist angewiesen, sich der äußerlichen zu bedienen, indem er der Musik ein erklärendes gedrucktes Programm oder ein gesprochenes Gedicht, oder eine dramatische Darstellung voraussendet. Vollkommener geschieht die Vermittelung durch gleichzeitige Vorgänge wie: scenische Bilder, Mimik, Attitude, durch melodramatische Deklamation, endlich selbst durch die bloße Scenerie. Es gibt auch Fälle, wo die Musik der Erklärung voraussetzt, und ihre Rechtfertigung durch ein

erst Nachfolgendes erlangt, wie in der Ouverture und den Entreacts.

Am vollkommensten aber, weil nicht nur gleichzeitig mit dem musikalischen Motive auftretend, sondern auch innigst mit der Natur des Klanges sich vermählend, erreicht der Tonsetzer seinen diesfälligen Zweck in der *Vocale composition*. Das tönende Wort ist sprechender Klang zugleich, eines erklärt das andere.

Sobald das Thema durch die textliche Grundlage oder durch eine andere der vorbezeichneten Vermittelungsarten zu einer poetischen Potenz erhoben ist, hat es die Fähigkeit erlangt, eine klare, determinirte Vorstellung hervorzurufen. Da sie nun diese Fähigkeit fortbehält, indem der Hörer, bei jedem wiederholten Auftreten desselben Themas zur Bildung einer gleichen, oder nach Maßgabe der Veränderungen, welche der Dondichter mit demselben vornimmt, mehr oder minder analogen Vorstellung auffordert, so ergibt sich daraus die weittragende Bedeutung einer Richtung, die zum Ziele hat: die Musik, welche bisher vorzugsweise nach zwei Extremen hin ausgebildet war, nämlich: als rein sinnliche Klangwirkung, oder als trockenstes Rechenexempel, dort also bloß an die Empfindung, hier nur an den Verstand appellirte, zu einer poetisch ausdrucksvollen Kunst zu erheben, welche die höchste Klangschönheit, mit der prägnantesten Ausdrucksfähigkeit eines bestimmten dichterischen Inhalts verbindet, somit gleichmäßig Gefühl und Verstand befriedigt.

Daß durch eine Anzahl solcher bedeutungsvollen Themen verschiedenen Inhalts eine Reihe von Vorstellungen hervorgerufen werden könne, welche zusammengefaßt ein vollständiges Bild wechselvoller Vorgänge vor die Seele des Hörers zaubern, braucht nach diesem nicht erst nachgewiesen zu werden. Ebenso selbstverständlich ist es, daß durch eine solche Präcisirung des Inhalts das klarste und bei allen Zuhörern gleichmäßige Verständniß des Tonwerkes erzielt werden muß, indem sie zum vaguen Umherirren der Phantasie nach einer Erklärung der poetischen Bedeutung des Tonwerkes nicht nur nicht provocirt, sondern im Gegentheile die Einbildungskraft zu bestimmten Anschauungen hinlenkt, sonach jene objective Abgeschlossenheit und Plastik des musikalischen Products vollbringt, wie solche bisher nur bei den darstellenden Künsten (die Poesie, als durch Begriffe darstellend, miteinbegriffen) möglich gehalten wurde.

Das Collège de France.

Das „Collège de France“ ist eine der merkwürdigsten Lehranstalten Europas: es ist vielleicht einzig in seiner Art unter allen höheren Instituten. Das

Collège de France ist das eigentlichste „Collège français“, eine ächte Frucht des französischen Nationalcharakters. Sein Zweck ist nicht, den Schülern solide Kenntnisse beizubringen, sondern das Solide, das der Schüler aus ernsthafteren Lehrsälen mitgebracht, mit einer pikanten oder süßen Sauce zu begießen. Es giebt dem Glanzlosen, Bescheidenen die Politur; es leckt die wissenschaftlichen Bären; es zieht dem Schüler die spanischen Stiefeln der Logik ab, und giebt ihm glanzlederne Tanzschuhe; es macht das Tiefe leicht und das Hohe oberflächlich; mit einem Wort, es giebt das zu jedem Metier, zu jedem Fortkommen als nothwendig Anerkannte: Die Charlatanerie!

Das Collège de France ist das Fenilleton der Sorbonne. Auf Methode und Wissenschaftlichkeit kommt es da nicht an: die Vorlesungen bestehen aus großen und pomphaften Wendungen, aus lyrischen Ergüssen, Pointen, Wigen, satyrischen Anspielungen, Tagesstendenzphrasen und Geistmacherei. Das Publikum zischt und applaudirt, wie im Theater, es besteht neben den Studenten aus allerlei Müßiggängern, aus Töchtern gebildeter Herkunft, aus künftigen und vergangenen Gouvernanten, und allerlei Blaustrümpfen, welche im „Collège de France“ auch vor den, anderswo trockensten Wissenschaften, wie Nationalökonomie und Geometrie, nicht erschrecken, und sich am Ende der Vorlesung über ihr eigenes Wissen verwundern, und erstaunt sind, daß man dergleichen Wissenschaften als schwer zu bewältigend, und gar als langweilig verschrien hat. Sie haben sich so gut amüßirt und — Alles verstanden!

Bedeutende Professoren haben das Collège de France niemals ernst genommen, und es meist als eine Sinecure betrachtet. Sie haben entweder nie gelesen, wie Guizot, oder nur selten, wie Ampère. An diesem Collegium lehrte der große Dichter und begeisterte Schwärmer, der Pole Mickiewicz, seinen Messianismus und sein traumhaftes Slaventhum. Hier lehrt jetzt noch Philarete Chasles, der größte und frechste Ignorant des literarischen Demi-monde, der in einer Schulstunde mehr Unsinn zusammenspricht, als er in einem Schuljahre verantworten kann. — Der poetische Träumer auf der einen, der unwissende, freche Hanswurst auf der anderen Seite, sind die charakteristischen, die beiden Pole des Collegiums bezeichnenden Lehrer. Zwischen Beiden giebt es viel Ehrenwerthes, viel Bedeutendes, das aber selten lange ungestraft in dieser Atmosphäre verweilt.

Michelet war einer der ehrenwerthesten und interessantesten Professoren des Collegiums, aber eitel, applaus- und popularitätssüchtig, hat er sich ganz dem dort herrschenden Geist und Ton mit um so größerer Lebhaftigkeit hingegeben, als er Beredsamkeit, ächtes und falsches Pathos, Wig und paradoxen Geist, kurz alle die Mittel besaß, die im Collège de France großen

Ruhm erwerben. Er wurde der effectreichste Professor, ein Coulissenreißer der Wissenschaft, ein großer Mime der Lehrkanzel, und bald war er im Buche, was er im Collegium geworden. Sein neuestes Buch, „la Ligue et Henri IV.“ beweist, daß ihn seine 5jährige Zurückgezogenheit leider nicht purificirt hat. W. Bl.

Correspondenz.

Das List-Wagner Concert in St. Gallen.

Während seines Besuches bei Richard Wagner gelangte an List, wie wir bereits gemeldet haben, die Anfrage, ob er wohl geneigt sein würde, in St. Gallen das dritte Abonnements-Concert mit Richard Wagner gemeinsam zu dirigiren, und dem Programm einige seiner neuesten Werke einzuverleiben. Beide Meister gaben der Einladung freundlich Gehör; Wagner erklärt sich bereit, Beethovens „Sinfonie eroica“ zu dirigiren, List ließ sich — namentlich durch Wagners Wunsch, der noch keins seiner Orchesterwerke in vollständiger Ausführung gehört hatte — bestimmen, zwei seiner symphonischen Dichtungen, den „Orpheus“ und die „Préludes“ selbst zu dirigiren. Durch diese Meisterwerke, sowie durch den Vortrag zweier Romanzen aus Glucks „Armide“ und „Iphigénie in Aulis“ welche eine junge Sängerin, Fräulein Stehle, unter Leitung des Dirigirenten der St. Galler Abonnements-Concert, Herrn Sczadrowsky, übernahm, wurde das Concert-Programm in würdigster Weise gebildet, und so reisten beide Kunstheroen gemeinsam nach dem kleinen St. Gallen, um dort Hand in Hand zu wirken.

Dieses merkwürdige, in seiner Art einzige Concert, fand am 23. November 1856 im neuen Saale des Bibliothekgebäudes statt. Das Orchester, erst im Lauf dieses Jahres gebildet, war noch bedeutend verstärkt und durch musikalische Kräfte aus Zürich und Winterthur auf die möglichste Höhe von 5 Contrabässen, 6 Celli, 6 Bratschen und 20 Geigen gebracht worden. Einige Vorproben wurden vor Ankunft der Meister gehalten, sie selbst hatten noch zwei Proben dirigirt, und über die Leistungen des Orchesters sich sehr befriedigend ausgesprochen. Der neuengerichtete, sehr geräumige und akustisch gut gebaute Saal war, wie sich erwarten ließ, überfüllt. Ein überaus zahlreiches Publikum hatte sich versammelt, um von dem, für St. Gallen so außerordentlichen Kunstereigniß, Augen- und Ohrenzeuge zu sein.

Die begeistertsten Berichte von zweien derselben, die wir gleichzeitig, leider etwas verspätet, erhielten, mögen hier eine willkommene Stelle finden. — — —

Die Erwartung auf das Concert mußte eine große sein — schreibt uns der eine Referent. Die beiden vielbesprochenen und vielgerühmten, aber auch nicht ungetadelt und nicht unangegriffen gebliebenen Meister, unter uns in künstlerischer Thätigkeit zu sehen, durch eigenes Ohr und Auge einen Begriff zu erhalten von ihrem charakteristischen Sein und Wesen, und dabei zugleich zu erfahren, was in unserm kleinen St. Gallen und mit unserem neugebildeten Orchester möglich sei, konnte nicht anders, als bei jedem Freunde der Kunst hohe Spannung erregen.

Was ist aber Alles, was man ahnen mochte, gegen die Wirklichkeit des Erlebten! Würde und Höhe, tiefes, edles Gemüth, war schon der Ausdruck, der die äußere Erscheinung von List, diese schlanke, hohe Gestalt mit dem Schiller-ähnlichen Kopf umschwebte, und in der bescheidenen, seelenvollen Mimik des Taktspiels eine Zauber-sprache fand, welche den ganzen Chor bannte, und ihn mit allen seinen Stimmen und Klängen, durch alle Steigungen und Phasen der Entwicklung von Grund- und Nebenideen, vom zartesten, leichtesten Spiele an, bis zum Ausdruck der höchsten Kraft und Fülle, gleich dem Stab in seiner Hand, folgsam hielt.

Diese vielen Kräfte, dieses Meer von Tönen, verwoben und verschmolzen in ein Eines und Ganzes: das ist der elektrische Schlag des ächten Geisteswirkens. Er kommt, du siehst nicht woher, aber er muß von innen und oben kommen. So strömt er aus, du siehst nicht wie, aber er ergreift und bewegt, erhebt die Massen. „Est deus in nobis“ sagten die Alten, und in der That, da tritt das Göttliche ins Leben; so wird es Wirklichkeit und Wahrheit; so tritt das Ueberirdische in Wirksamkeit; so webet und waltet es in den Auserwählten; so strömt es über in die Anderen. Und der unwillkürliche Beifallssturm, der am Ende folgt; ist wie das Ja und Amen, in welchem Alle übereinstimmen, das auch im Letzten, in jeder Nerve wiederklingt, und zugleich als Zeugniß gelten soll, der eigenen Erhebung, wie der Verehrung und des Dankes für den Meister.

Harmonie, ja vollste, reichste Harmonie, ist in diesem „Orpheus“. Und Natur ist darin und Einfachheit, Klarheit bei aller Fülle, bei der mannigfaltigsten Geltendmachung und Verwendung aller Kräfte, Mittel und Formen! Niemand mache diesem Meister den Vorwurf einer excentrischen, ausschweifenden Uebertreibung, wo selbst ein Laie in der Kunst der höchsten Entwicklung mit befriedigtem Verständniß zu folgen vermag. Wir sagen im Gegentheil: hier ist die erhabenste Kunst wieder zur einfachsten Natur geworden!

Abermals unter den lebhaftesten Beifallsbezeugungen trat der Meister zum Dirigentenpult und entrollte uns jetzt in den „Préludes“ ein Zauberbild, das unbedingt den Brennpunkt des Abends bildet. Schon aus den Proben hatten sich Nachrichten im Auditorium verbreitet über die außerordentlich reiche Gedankenfülle und

effektvolle Instrumentation dieses Werkes, so daß man noch mehr, als bei der ersten Nummer gespannt war. — Dieses Werk möchten doch alle Jene, welche in der sogenannten „Zukunftsmusik“ nur ein buntes Gewirr unzusammenhängender Ideen erblicken, anzuhören Gelegenheit haben! Sie müßten dessen Schönheit und musikalischen Werth anerkennen! Durch das ganze Stück zieht sich eine liebliche Melodie, welche Litz auf ganz meisterhafte Weise in alle Stimmungen zu verweben wußte, um anzudeuten, wie mannigfach die Geschicke des Menschen sind, bis er sein endliches Ziel, die ewige Glückseligkeit, erreicht, und wie mitten durch die Stürme, welche ihm in seinem Streben begegnen, das Gefühl der reinen Liebe ihm vorleuchtet, und ihn für widerwärtige Geschicke entschädigt.

Nach seiner Beendigung brach ein Beifallssturm los, wie er in einem Concert bei uns noch nie gehört wurde: ein Enthusiasmus, der, wenn er nachhaltig wirkt, für unser Concert-Institut von den segensreichsten Folgen sein muß. Das ganze, große, fast eine halbe Stunde Zeit in Anspruch nehmende Tongemälde mußte wiederholt werden, und der treffliche Meister entsprach mit großer Bereitwilligkeit dem drängenden Wunsche des Publikums.*)

Franz Litz, der, wie bekannt, seit Jahren sich aus dem geräuschvollen Concertleben seiner Virtuosenreisen zurückgezogen hat, und blos die musikalischen Auführungen der Weimarischen Hofkapelle leitet, die zu den berühmtesten musikalischen Produktionen in ganz Deutschland zählen, hat seither nur erst in wenigen Hauptstädten, bei besonderen Veranlassungen, den an ihn gerichteten Bitten entsprochen, und Concerte dirigirt. St. Gallen darf es sich daher zur großen Ehre rechnen, unter Litz's eigener Leitung Werke von ihm gehört zu haben, die auf dem Repertoire noch so vieler bedeutenden Concert-Institute fehlen! Zugleich bethätigt aber dieses künstlerische Ereigniß auch eine Anerkennung des frischen, jungen musikalischen Strebens, das unsere Stadt vor vielen anderen des Vaterlandes auszeichnet.

Richard Wagner gab uns leider Nichts von seinen eigenen Werken. Aber er dirigirte die Sinfonie eroica so, daß dieses große Werk uns zum Verständniß gebracht wurde, wie noch nie. Wagners Persönlichkeit scheint äußerlich heinabe einen Gegensatz zu der von Litz zu bilden. Frische und Lebendigkeit ist der Hauptausdruck dieser jugendlich-kraftigen Mittelgestalt, dieser reichen, klaren Stirn, mit dem starken Hinterhaupt. Seine Mimik erscheint rascher, fecker; Litz's Erscheinung ist ruhiger, würdevoller, imponirender; Feuer und Macht besitzen Beide in hohem Grade. Wagner übte gleichfalls den Zauber in seiner vollen Gewalt über

die Künstlerschaar. Wir verdanken ihm den schönsten Beweis von der Unsterblichkeit des großen Meisters Beethoven, er brachte ihn uns zu möglichst klarem Verständniß, lebendig nahe. Es war, als wenn der electrische Schlag seines Taktirstockes alle Musiker durchdrang und hinriß. Alles war wie aus einem Guß, und in vollendeter Schönheit wurde das Werk unter stürmischem Beifallsjubel zu Ende geführt.

Aber eine Klage haben wir gegen Wagner, daß er uns nicht auch Etwas von sich selbst gab! Dafür bleibt er in unserer Schuld!

Unvergeßlich wird uns aber dieser Abend bleiben, an welchem die zwei Kunstheroen der Neuzeit unserer kleinen Stadt so schöne Genüsse bereitet haben, und unser bester Dank sei ihnen hiermit ausgesprochen für die äußerst freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher sie unsern Bitten nachgekommen sind, und für die unermüdliche Anstrengung, mit welcher sie das herrliche Concert mit unseren bescheidenen Mitteln möglich machten! — — —

Wir können uns nicht versagen, hier noch einen zweiten Bericht folgen zu lassen, der uns gleichzeitig zukam, und das Kunstereigniß in ebenso begeisterter, aber mehr allgemeiner Weise auffaßt. — — —

Es wäre recht schön und zweckmäßig, wenn wir über dies Concert ein ruhig kaltes, verständiges, mit den landläufigen Phrasen aufgepuztes Referat zu schreiben vermöchten, gespickt mit Ausdrücken, die dem Publikum den Schein tiefsinniger musikalischer Kritik vorspiegeln. Aber das Herz ist uns zu voll, zu tief und freudig bewegt, als daß wir den freien Jubel unseres Herzens mit einer festangezogenen kritischen Kravatte einengen möchten. Halte es Jeder, wie er will und kann. Wir gesehen sogar, daß die herrlichen Werke, welche wir am Sonntag Abend hörten, uns nicht einmal ausschließlich als das Höchste galten, und daß uns der Genuß an ihnen nicht größer war, als die Freude, Wagner und Litz bei uns in St. Gallen zu sehen. Es dürfte dies wohl eine Erscheinung sein, die kaum in Jahrhunderten wiederkehren dürfte, daß Heroen der Tonkunst in St. Gallen Concerte dirigiren, und daß uns der Eine dieser beiden Männer, die wie zwei musikalische Dioskuren vor uns stehen, uns seine eigenen Werke vorführt. Wir danken dem umsichtigen Szadrowsky, wie der hochherzigen Direktion dafür, und — unserm heiligen Anrecht, das dem verbannten Richard Wagner bei uns eine Freistätte bot, die wir ihm nicht genug zu einer freundlichen machen können.

Es ist eine in der Geschichte des Geistes, und besonders auf dem Gebiete der Kunst sich öfter wiederholende Thatsache, daß Repräsentanten verschiedenartiger Richtungen eben um ihrer Verschiedenheit willen von einander sich angezogen fühlen. Aber hier haben wir zwei Männer gesehen, die mit gleichem künstlerischem

*) Es ist dasselbe Werk, das auch in Litz's Concert im Nationaltheater in Pesth, unter nicht enden wollenden Beifallssturm, wiederholt werden mußte. (Vergleiche die Berichte in Nr. 15 und 18 des vorigen Bandes.) D. R.

Grundgeweb, einig im Ziel und in den Mitteln dazu, einig im Denken und Handeln, der Eine neidlos an der Größe des Andern sich freut! Wir dürfen die Beiden wohl ein modernes Dioskuren-Paar nennen, von göttlicher Abkunft und voll göttlichen Strebens; der Eine geächtet, auf fremdem Boden einen reichen, vollen Ehrenkranz des Schönen brechend, der ihm in der Heimath nicht schöner hätte blühen können; der Andere, ehemals von Triumph zu Triumph fliegend und plötzlich mit freiem festen Entschluß aus dem Taumel des ihn umwogenen Kunstfanatismus sich zurückziehend, um die ungebrochene, große Kraft in edeln, reinen Kunstwerken sich ergießen zu lassen.

Gewiß lag in seinem „Orpheus“ ein großartiges Stück eigenen, tiefen Lebens und innerster Herzenserfahrung, von der so mild und edel gehaltenen, sanft hinfließenden Klage um das verlorne Ideal, durch Sturm und Kampf mit den dunkeln Mächten, bis zur Berklärung der von allem Vergänglichem losgelösten Seele, die sich selbst wieder gefunden und sich am göttlichen Besitztum selig freut in der guten schönen That. — Auch die „Präludien“ mit geistvollem originellem und zugleich durch und durch melodischem Inhalt, haben uns verständlich gemacht, warum man diese Musik Zukunftsmusik nannte. Wir verstehen den Ausdruck einfach so, daß eben diese Musik eine schöne, große Zukunft

haben wird, denn diese Verschmelzung eines tief poetischen und zugleich musikalischen Gedankens, mit einer Instrumetaltechnik, wie sie aus Beethoven herausgeboren ward, steht, wie dieser große Meister, selten da in der Geschichte der Musik. Und wenn am Schluß die Trompete das Kampfsignal bläst und wir gleichsam die kämpfenden Schaaren sich zusammenstellen und in heißem Streite mit einander ringen sehen, bis der Kampf zum erhabenen Triumphgesang sich steigert und das Becken wie ein Blitz einschlägt, da klang es uns, wie das alte, ewige Prometheuslied, des mit den rohen Mächten ringenden, nach voller Freiheit strebenden Menschengesistes, erfüllt von den heiligen Schauern des herannahenden Sieges!

So mögen die beiden edeln Gestalten als leuchtende Vorbilder vor unsern Augen stehen, wenn es uns auch nicht mehr vergönnt ist, sie leiblich in unserer Mitte zu sehen, denn

Alles Schöne, das da wallte
Hin durch den besetzten Raum,
Schwindet rasch, als ob's gestalte
Deine Seele, Welt, im Traum.
Wie die bunten Farbentöne
Auf des Falters Schwingen glüh'n,
Lebt im Fluge nur das Schöne.
Doch der Geist darf ewig blüh'n.

Feuilleton.

Literatur.

* * Von Josef Rant ist soeben ein neuer Roman in 2 Bänden bei Hermann Mendelssohn erschienen. Er heißt „Achtspännig,“ und behandelt als Thema die mannichfachen Revolutionen, welche die neue Zeit in den Anschauungen und Lebensbedingungen der kleinen und großen Dorfgeschichtswelt hervorgerufen hat. Wir kommen darauf zurück.

Musik.

* * Der deutschen Tonhalle in Mannheim sind bis zum letzten Termin ihres neuesten Preisauschreibens, für die vollständige Musik zur „Jungfrau von Orleans,“ 22 Preisbewerbungen eingegangen. Einige später eintreffende Compositionen konnten nicht mehr berücksichtigt werden.

Theater.

* * Adalbert von Babenberge, das neueste Drama von Brachvogel, ist am 15. December auf dem Königl. Hoftheater mit entschiedenem Glück in Scene gegangen. Obgleich das Drama bis 11 Uhr spielte, also entschieden zu

lang war, klagte man doch nicht über „schleppende Längen“ — ein entschieden sehr günstiges Zeichen für die Spannung des Stoffes und der Handlung. Die Besetzung war trefflich, die Aufführung glänzend. Die Aufnahme, welche das Stück von Seiten des Publikums fand, war eine in hohem Grade beifällige, und, wie die Berliner Kritik versichert, eine wohlverdiente. Man fühlte fast durchweg die gestaltende Kraft eines Dichters von wahren Beruf. Wir hoffen, daß unser Berliner Correspondent demnächst mehr darüber berichten.

* * Die böhmische Bühne in Prag brachte vor Kurzem Göthes „Götz von Berlichingen“ in der Uebersetzung von J. G. Kolar, der sich als selbstständiger dramatischer Dichter, und zugleich als Schauspieler, schon wesentliche Verdienste um das böhmische Nationaltheater erworben hat.

Bildende Kunst.

* * Es bestätigt sich, daß der Großherzog von Weimar nach Vollendung der Wartburg — auf welche jährlich 20,000 Thaler aus der fürstlichen Privatschatulle verwendet werden — den Bau eines großen Museum anordnen wird, welches alle bisher zerstreuten Kunstschatze Weimars in sich vereinigen soll.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.